

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald in Bromberg.

Die Birke.

Birke mit dem weißen Stamme,
Wie Dein Anblick mich entzückt,
Wenn Du dich, Du Wunderfame,
Mit dem ersten Grün geschmückt!
Wenn die Vögelin aus der ferne
Sind zurückgekehrt zum Nest,
Unter Dir viel bunte Sterne
Neuer Lenz erblühen läßt.

Birke, in des Herbstes Tagen
O wie bist Du schön und hold!
Denn als Schmuck seh' ich Dich tragen
Blättchen aus dem reinsten Gold.
Also prangst Du an den Wegen,
Bis der Frost Dich hat entlaubt;
Nieder fällt ein gold'ner Regen,
Wenn ein Lüftlein wiegt Dein Haupt.

Birke, Du anmutig Schlanke,
Mit dem lieblich weh'nden Haar,
Stets mit Freude und mit Danke
Nimmst Dich Wandrer's Auge wahr.
Weißt Dich immer hübsch zu kleiden,
Einem schmucken Mägdlein gleich,
Sommer's Nah'n und Sommer's Scheiden
Wird durch Dich an Reizen reich.

Johannes Trojan.

Glück.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

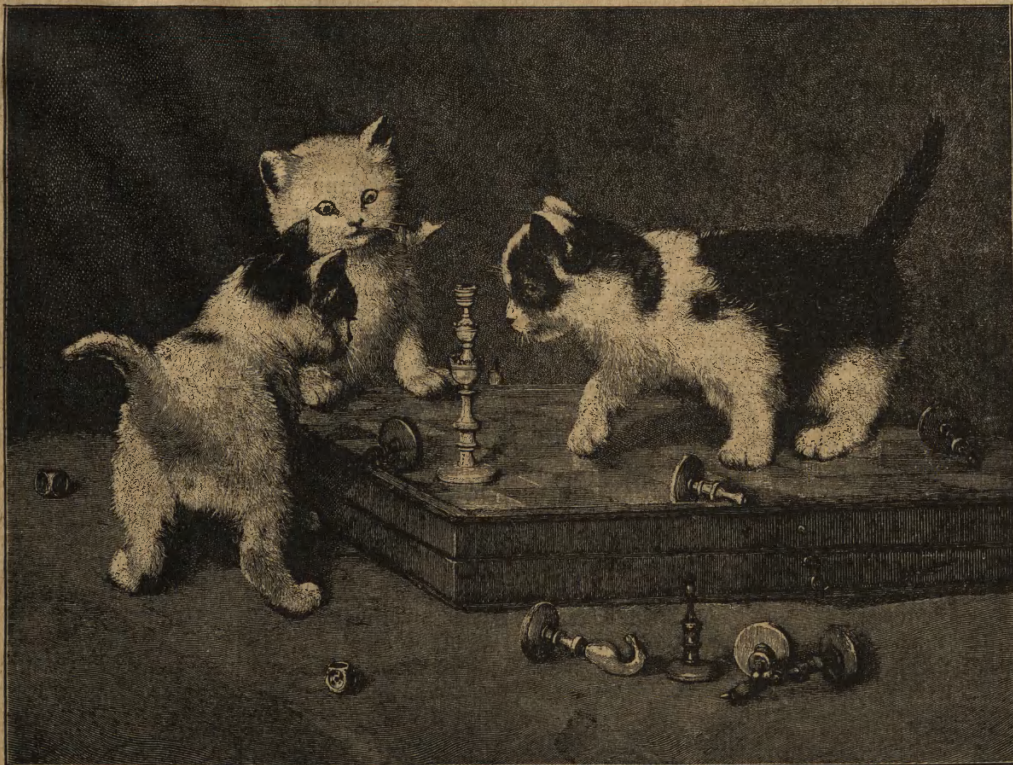
[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Wanda versuchte, von Konrads Antlitz den Grad seiner Abneigung und seines Mißfallens zu lesen und ein paarmal konnte sie sich nicht enthalten, ihn leise und ironisch zu fragen: „Hübsche Neuigkeiten aus der Stadt, Herr von Tonderu? Wenn man solch eine ausgebreitete Korrespondenz hat. . .“ — Konrads Hände ballten sich dann und seine Augen senkten sich mit unerbittlichem Zorn in die ihren, die ihn voll Schadenfreude anblitzten — daß er diese gefährliche Mitwisserin hatte, brachte ihn vollends gegen Lucie auf: wie konnte sie ihn so schamlos zwingen und festhalten! Niemand achtete auf diese kleinen Gesichte zwischen ihm und Wanda, das ganze Hauswesen war durch die Verlobung aus dem Geleise geschoben, und allgemeine Unruhe begünstigt ja immer die Absonderung des Einzelnen. Wanda war in Heinz Gegenwart meistens heiter und

unbefangen; nur bildete sich bei ihr ein Eigensinn aus, der die Mutter mit Beruhigung für die Zukunft, den Verlobten trotz der Ueberzeugung seiner Macht mit heimlicher Furcht erfüllte. Wenn sie

die getroffenen Bestimmungen nicht phlegmatisch hin-nahm, ohne überhaupt eine Meinung abzugeben, so war sie fast immer auf-fässig und beharrte fest auf ihrem Willen. Heinz hatte viele Kämpfe mit ihr und gestand sich, daß aus dem Gänschen eine sehr zielbewußte, ja tyrannische Frau werden würde, wenn er sie nicht bei Zeiten unterjochen könne. Und daran war jetzt kaum zu denken; denn Frau von Einhaus sah in dem erwachsenen Selbstbewußtsein der Tochter die Gewähr für ihr Schicksal und unterstützte sie in ihren Willensäußerungen. Vielleicht hatte bei ihr wie auch bei Lucie die Liebe den Charakter gereift, nur mit dem Unterschiede, daß in Lucie, die sich im vollen Glück wähnte,



Mattl. Von C. Reichert.

die guten Eigenschaften sich entwickelten, während Wanda in ihrem Empfinden aufs tiefste verletzt und durch die traurige Erfahrung hellsehend gemacht, sich nur die Fähigkeiten ausbildete, die sie für den Kampf ums Dasein am nötigsten hielt.

Heinz mußte sich alle Mühe geben, ihr zu gefallen und sie durch Schmeicheleien zum Nachgeben willig zu machen. Sie nahm die geringste Vernachlässigung sehr übel auf und hielt den bequemen Junker, dem sonst die Erfolge so leicht geworden waren, in beständigem Atem. Er mußte stets auf seinem Posten sein, als der unermüdetlich aufmerksame Bräutigam. Denn Wanda wurde sich allmählich des Wertes bewußt, den sie für die Rodewitz verkörperte: zogen sie Vorteil aus der Verbindung mit ihr, so wollte sie dafür wenigstens auf Händen getragen werden, und dies äußerte sie so unumwunden gegen Heinz, daß er sich fügte — der bunte Vogel war sehr zum Davonflattern geneigt!

Die gute Frau von Einhaus seufzte über all die Vorbereitungen zu dem jungen Hausstande, die sie aus ihrer Beschaulichkeit ausschüttelten. Besonders der Einkauf des Gutes verfolgte sie bis in ihre Träume, soviel unerläßliche Bedingungen sollten auf dieser bisher noch terra incognita sich vereinen: es sollte dicht neben ihrem Besitz, jedenfalls in derselben Provinz liegen — Wanda wollte sich nicht vom mitterlichen Boden trennen — es sollte die schönsten, einträglichsten Felder, gutes Wasser und landschaftliche Schönheit haben. Wanda verlangte einen Park und eine moderne Villa, Heinz zog ein feudales Schloß vor, beharrte aber darauf, reichen Wildstand zu ausgiebiger Jagd vorzufinden. Und glaubte man das Richtige gefunden zu haben, so war das Gut zu belastet, zu niedrig versichert oder in Erbstreitigkeiten und Prozesse verwickelt, deren Ende erst abgewartet werden sollte. Frau von Einhaus zählte selbst im Schlaf die Kühe und berechnete, ohne zu einem Resultat zu kommen, das Milchergebnis und beim Erwachen wünschte sie sich dann das Gedächtnis des blonden Gesellschaftsräuleins, um die Daten dieser gebräuterten Häupter behalten zu können.

Und so oft mußte der alte Kutscher vorsehen, um die Herrschaften zu einem Dinner oder Fest zu fahren, das man zu Ehren des Brautpaares veranstaltet hatte; erschien irgend ein Bote in bekannter Livree auf dem Hofe, um die Einladung zu übermitteln, so sagte er jedesmal ingrinnig: „Nu geht dat oll Gefähr all wedder los — goot, dat wie man een tau vergewen hewt!“

(„Nun geht das alte Gefähr schon wieder los — gut, daß wir nur eine zu vergeben haben!“)

Denn angenommen wurde jede Aufforderung, Wanda sollte soviel wie möglich festen Fuß in den Familien sassen und Heinz von Rodewitz war sehr mit seiner Schwiegermutter zufrieden, daß sie sich den Unbequemlichkeiten eines so ausgebreiteten Verkehrs unterzog.

Ulrike wurde anfangs gebeten, an den Vergnügungen teilzunehmen; aber sie fühlte richtig heraus, daß dies nur der Form wegen geschah und lehnte alles ab, unter dem Vorwande, Max hüten zu müssen. Das Kind hätte sie auch entbehrt und seinetwegen war ja nur der Aufenthalt auf Einhaus verlängert.

Und sie freute sich innerlich, sobald der Wagen um die Ecke verschwand; auf den Spazierwegen, im Park, in der Promenaden-Allee, oder auch draußen auf den Feldern traf sie mit Max regelmäßig auf den Inspektor, und es fügte sich von selbst, daß er sie begleitete und ihnen Gesellschaft leistete. Der Knabe hing leidenschaftlich an Konrad, und Ulrike gönnte ihm die Abwechslung, mit dem Inspektor zu laufen und zu spielen. Die Bühne des Hauses waren lange auf die Schule zurückgekehrt und Max lehnte sich nach diesen Begegnungen, die ihm Anregung genug boten. Nie fiel zwischen Ulrike und dem Verwalter ein Wort der Verabredung — entweder war es der heiße Wunsch von beiden Seiten, der sie sich finden ließ, oder Max verriet arglos die Pläne. Ulrike forschte nicht: sie war zu glücklich, um noch unbefangen überlegen und bedenken zu können. Es schien ihr, als habe sie Konrad von jeher gekannt, so vertraut fühlte sie sich mit ihm. Entgegen ihrer sonstigen Zurückhaltung hatte sie ihm erzählt, was ihr Leben bewegt und sie in die Fremde hinausgetrieben habe. Auch von seiner Jugend erzählte sie vieles, von seinem guten, pedantischen Vater, von der immer fröhlichen, lebensfrischen Mutter, die er beide vor einigen Jahren verloren hatte. „Ein Elternpaar mit den ähnlichen Eigenschaften wie das des großen Goethe! Ich weiß nicht, woran es liegt, daß ich nicht auch ein Geistesheros geworden bin. Oder soll ich Ihnen einmal ein Liebesgedicht senden, Fräulein Ulrike? Auch ein Jugenddrama, betitelt „Die Freiheitskämpfer“, stark anlehnd an die „Räuber“ könnte ich Ihnen zu Füßen legen.“

Ulrike lehnte beide Genüsse lachend ab und dachte, sie möchte ihn gar nicht anders haben als er sei. Grade seine unberühmte Oberflächlichkeit, mit soviel Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit gepaart, gefiel ihr besonders. Seit ihrem Aufenthalt in des Professors Hause hatte sie einen leichten Widerwillen gegen gelehrte und geistreiche Menschen. Der Professor vertrat auch in anderen Hinsichten seine Meinung, die ihr oft lächerlich vorkam, bis aufs äußerste und dieselbe Einseitigkeit hatte sie bei fast all den Herren herausgefunden, denen sie in der kleinen Stadt begegnet war.

Ihre Mutter hatte einmal geäußert: „Nur zu den Schulmeistern hat sich noch ein Stückchen idealer Lebensauffassung gerettet,“ und Ulrike war doppelt enttäuscht, unter den letzten, romantischen Schwärmern gewöhnliche, poesielose Alltagsmenschen zu finden. Sie fühlte, daß sie ungerecht sei, alle studierten Leute nach diesen wenigen Exemplaren zu beurteilen. Aber sie war so abgeschreckt, daß sie unermüdetlich Konrads leichtem, heiterem Geplauder folgte, welches niemals den Schein erweckte, geistreich sein zu wollen. Er hatte eine besondere Art, immer das mit regem Interesse anzuhören, was ihm gerade erzählt wurde; Langeweile schien er niemals zu empfinden, und nichts erfüllte ja den Redenden mit solchem Dankgefühl, als wenn er des Eindruckes seiner Worte auf sein Auditorium gewiß ist. Ihre Gesprächschemata waren die einfachsten und unverfänglichsten und doch ließ sich Konrad keine Gelegenheit entgehen, eine Anerkennung für Ulrike einzuflechten und zu betonen, wie sehr sie in Empfindungen und Ansichten übereinstimmte. So brachte Ulrike von jedem Ausgange ein so glückseliges, dankbares Herz zurück, war so selig über die Liebe und Verehrung, die nur zu deutlich aus Konrads Blicken und Mienen sprach, daß sie gar nicht überlegte, was das Ende dieser schönen Tage sein würde.

Konrad aber dachte an die Zukunft. Er hatte Ulrike zu lieb gewonnen, um sich für immer von ihr zu trennen, sie gehen zu lassen, ohne aus ihrem Munde zu hören, daß auch sie ihn liebe. Was ihn abhielt von einer Aussprache, waren Furcht und Feigheit. Ehe er nicht mit Lucie gebrochen hatte, woran ihn immer wieder thörichtes Mitleid hinderte, wie er sich selbst vorwarf, durfte er nicht auch in dieses Herz Verwirrung tragen. Ulrike stand ihm zu hoch, um sie mit in diese häßliche Verwicklung hinabzuziehen. Er wußte, daß sie ihm kaum wieder ein Wort gönnen würde, wenn sie von Lucie seine Handlungsweise erführe und in ihren Augen herabgewürdigt zu werden, das hätte ihn geschmerzt und ihn unglücklich gemacht. Und doch vermochte er sich nicht aufzuraffen, um die Entscheidung herbeizuführen. Anfangs hielt er sich wenigstens an den Tagen von Ulrike fern, die ihm einen Brief von Lucie brachten: jetzt trug er ihre tapferen, ihn immer bewundernden, kleinen Episteln in der Tasche und berührte sie unwillkürlich hin und wieder, während er neben Ulrike herschritt und dieser sein Gefallen beständig verriet. Auch daß Wanda nichts von seiner neuen Neigung merkte, dafür meinte er zu sorgen: in ihrer Gegenwart war er vorsichtig und zurückhaltend. Daß er eine häßliche Komödie spielte und sich immer mehr in Unaufrichtigkeiten verstrickte, die ihn wieder zum Lügen zwangen und an Täuschungen gewöhnten, bedachte er nicht. Er folgte seinem Impuls, der ihn nun zu diesem schönen Mädchen trieb und ihn über alles hinwegschreiten ließ, was ihm hinderlich war.

Eines Morgens traf er auf Wanda, die aus dem Gärtnerhause kam und ihren Schritt verlangsamte, damit er sie einhole.

„Gehen Sie mit mir,“ sagte sie nach der ersten Begrüßung, „ich bin ja jetzt gegen alle falschen Beteuerungen gefeit.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte er bestreut und geniert.

„Ich meine nur, daß Sie mir nie mehr gefährlich werden könnten, Sie Doppelspieler — ich kann kaum begreifen, daß ich einmal anders dachte.“

Konrad schwieg. Sollte er sein Bedauern über ihre Erkenntnis ausdrücken, sollte er lachen — er wußte nicht, worauf sie hinaus wollte.

„Denken Sie, ich wüßte nicht, was Sie thun?“ fragte Wanda und streifte ihn mit herausforderndem Blick.

„Nun?“

Sie besann sich sekundenlang, dann sagte sie hart: „Sie betrügen Lucie, wie Sie mich betrogen haben — nun kommt Ihnen ein anderes Mädchen in den Weg, morgen oder heute, so wird die stolze Ulrike weichen müssen! Und die bilden sich doch ein, die erste und letzte zu sein, die einzige — so thöricht war ja ich nicht einmal! — Sie schweigen? — Was könnten Sie mir auch erwidern? — Aber ich schwöre Ihnen, wenn ich eines Tages in der Laune sein werde, so sage ich alles an Ulrike. Lucie würde mir ja doch nicht glauben, sie ist blind vor Liebe — aber Ulrike“ —

„Das werden Sie nicht thun, Wanda, ich bitte Sie darum!“ Er verstellte ihr den Weg und legte seine Hände auf die ihren.

„Sie bitten mich? Mit welchem Recht? Und weshalb sollte ich schweigen? Damit alle unglücklich werden?“

Er antwortete nicht, er sah sie nur an und scheu wich ihr Blick dem seinen aus. Die Stille lastete beängstigend auf ihr, furchtsam schaute sie um sich, als bange ihr vor etwas Unbekanntem.

„Bitte, lassen Sie mich gehen,“ bat sie endlich und rührte sich doch nicht wie der Vogel unter dem hypnotisierenden Blick der Schlange.

Langsam löste er seine Hände, sie war nun frei, aber sie ging nicht.

Da fügte er die Lippen zu seinem Leichtsinn, beugte sich hinab und küßte sie auf den Mund. Sie stand unbeweglich, dann schlang sie die Arme um ihn und küßte ihn wieder, heiß und leidenschaftlich.

„Schweigen,“ stammelte sie, als er sie freigab, „Schweigen!“ — Noch einmal suchten ihre Rippen die seinen, dann lief sie da-

von. Er sah ihr triumphierend nach und wiederholte siegesgewiß: „Schweigen!“

Aber um welchen Preis? Wie würde dies enden?

Er überlegte nichts mehr: er zwang sich ja alle zu Füßen, ihm konnte nichts fehlschlagen — und mit fester Zuversicht ließ er sich von dem Strom seiner Leidenschaften weitertreiben.

* * *

„Morgen müssen wir zurück, Max,“ jagte Ulrike, „Deine Mutter entbehrt Dich zu sehr und Du bist nun kräftig genug, um wieder in die Schule zu gehen.“

Das Kind nickte ernsthaft und Ulrike konnte von seinen verschlossenen Mienen weder Freude noch Enttäuschung lesen.

„Es muß ja auch sein,“ meinte er endlich altklug, „ich kann doch nicht ewig müßig gehen, ich werde sowieso schon viel nachlernen müssen, um mit der Klasse vorwärts zu kommen.“

„Nun, wenn Du ein Jahr sitzen bleibst, das wäre doch auch kein Unglück!“

„Aber, Ulrike,“ antwortete er vorwurfsvoll, „wie kannst Du mich damit trösten! Und Vater! Ich glaube, er schlägt mich tot, wenn ich ihm diese Schmach bereite.“

„Das ist keine Schmach, es wäre ja nicht Deine Schuld, Du bist zart und —“

„Nein, ich bin gar nicht zart,“ entgegnete er heftig, „ich habe hier gesehen, daß ich fast dasselbe leisten kann wie die großen Jungen, ich habe mehr Energie als sie. Und Du sollst sehen, ich bleibe nicht sitzen, ich arbeite, so viel ich kann! Vater verachtet Schwächlinge und wenn man nicht einmal seinen eigenen Willen durchsetzen kann, ist man ja auch ein zu elendes Geschöpf. Er soll stolz auf mich sein — ach, Ulrike, wenn er eines Tages zu mir sagen würde: Du bist tapfer und stark, ich habe Dich sehr lieb, ebenso lieb wie Lucie — ach, Ulrike, ich glaube, ich stürbe vor Freude!“

Er schlang die Arme um sie und verbarg das Antlitz an ihrer Schulter. Sie fühlte, daß er weinte, aber sie sagte nichts. Sie war zu sehr erschrocken über diesen plötzlichen Ausbruch; die lange Ruhe hatte sie vollkommen über die Gärung in diesem jungen Herzen getäuscht. Sein Ehrgeiz war nicht besänftigt oder gar entschummert: mit der körperlichen Erstarkung war er in gleichem Maße gewachsen und die schwachen Flügel wollten den ersten Flug wieder aufwärts wagen der Sonne zu, wie einst Ikarus. Und Ulrike ahnte, daß auch diese Fittiche vor dem heißen Strahl zerfließen würden und daß der kleine Leib zerbrechen oder in die Flut sinken müßte. Angstvoll forschte sie in seinen febergroßen, glänzenden Augen, die aus dem blassen Gesichtchen leuchteten, wie hatte sie sich so täuschen können?

Es war, als quälten die nahenden Mühen und Pflichten jetzt schon den Knaben; er schlief kaum während der letzten Nacht auf dem Gute, sprach im kurzen Schlummer heftige Worte und nur allmählich gelang es Ulrikes sanftem Zureden und leisen Liebesungen ihn zur Ruhe zu bringen. Sie war traurig, daß sie ihn so kümmerlich aussehend zurückbringen mußte. Die alte Furcht und die Unzufriedenheit mit sich selbst schienen wieder auf ihm zu lasten und von der gesunden Lebhaftigkeit, die er während dieser

Wochen angenommen hatte, blieb nichts als eine nervöse Unruhe zurück. Ulrike war von ihrer Sorge so beschäftigt, daß sie Konrads beredete Blicke nicht verstand: er hätte sie so gern noch einmal allein gesprochen und ihr ein Geständnis, ein Versprechen geraubt. Nun konnte er ihr nur zum Abschied stumm die Hand drücken, nicht einmal ein zärtliches Wort flüstern, denn Wanda stand neben ihm am Wagenschlag und Ulrike schien wenig aufgelegt, auf ihn zu achten. Nur, als die Pferde anzogen, senkte sie einen Augenblick die Augen in die seinen und er glaubte, Trauer und Kummer in ihnen zu lesen — galt das wirklich nur ihm? — Seine Wangen bedeckten sich mit dunklem Rot, er preßte die Zähne in die Unterlippe und stand unbeweglich, nicht einmal die Grüße der Scheidenden erwidern.

„Bricht das Herz?“ fragte Wanda leise neben ihm, „o, Du Ungetreuer, Du Verräter!“ Ihre Blicke hasteten suchend und heiß an seinen Lippen, als warte sie auf eine erlösende Antwort. Aber er schwieg und wandte sich zum Gehen. — „Konrad,“ sagte sie befehlend, „sieh mich an, ein einziges Mal!“

Seine Brauen zogen sich drohend zusammen, wie demütigte ihn diese verbotene Liebe! Aber gehorsam hob er die Lider und wie er ihr rundes, weiches Gesicht, in so heiße Erregung getaucht vor sich sah, trat ein leises Lächeln um seinen Mund.

„Nache nicht,“ sagte sie „wenn Du wüßtest, wie elend ich bin! Du machst mich schlecht — und treubrütig — ja, sogar zu schlecht für den frommen Heinz — das will doch etwas sagen, nicht wahr — und ich, ich liebe Dich noch immer! Hast Du kein Erbarmen mit mir, töte mich, dann wäre ich glücklicher als jetzt!“ Sie trat dicht zu ihm heran und erhob unwillkürlich die Hände. Konrad sah schein um sich: der Hof war leer, der Stallburche war zur Aussicht zu den Pferden zurückgegangen. Frau von Einhaus Stimme erböte von der Diele her, sie gab Anordnungen, die Fremdenzimmer wieder in der alten Weise herzurichten — niemand konnte ihn beobachten. Er nahm Wandas bebende Finger in die seinen, küßte sie und sagte leise: „Komm heute abend in den Garten, Kleine, an unsern Platz, weißt Du?“

„Nein, nein, ich will nicht, ich will nicht, es ist Sünde.“

Er lachte und fragte, noch immer ihre Hände haltend: „Ist Liebe Sünde, Kind?“

„Ja, unsre Liebe ist Sünde,“ sagte sie mit thränenreicher Stimme, „und wenn Du mich wirklich liebst, würdest Du dies nicht von mir verlangen.“

Er zuckte die Achseln und ging fort. Er wußte, sie kam doch. In seinem Zimmer schritt er rastlos auf und nieder. War er allein, so dachte er nur an Ulrike, heute fragte er sich: „Kann sie mich fesseln, auf ewig? Wenn auch zu ihr nur Leidenschaftlichkeit mich drängt, wenn ich auch ihr nicht treu bleiben kann? Sie würde sich nicht mit der naiven Zuversicht an die Ewigkeit der Liebeschwüre begnügen wie Lucie, noch mit verstoßenen Liebesungen wie

Wanda — sie würde es nicht verstehen, daß es neben ihr noch andere Götter geben könne und mein Wankelmüt würde uns trennen auf immer! Aber ich kann sie nicht lassen, sie soll mein werden, mein Weib, meine Geliebte, meine Gefährtin.“

(Fortsetzung folgt.)



Ein Augenblicksbild von der französischen Grenze.



Das Madonna-Gemälde von Raffael.

Wanda — sie würde es nicht verstehen, daß es neben ihr noch andere Götter geben könne und mein Wankelmüt würde uns trennen auf immer! Aber ich kann sie nicht lassen, sie soll mein werden, mein Weib, meine Geliebte, meine Gefährtin.“

(Fortsetzung folgt.)

— ❖ Schreiender Undank. ❖ —

Novellette von A. Dourliac. Autorisierte Uebersetzung von A. Heim.

(Nachdruck verboten.)

„Großmutter, ich bin es!“ Mit diesem Ausruf stürzte ein kleines Mädchen ganz außer Atem auf eine alte Frau zu, die in der Thür ihres kleinen Ladens stehend, ein Staubtuch ausschüttelte. Starr vor Staunen, mit gefalteten Händen und zitternden Rippen, die keine Worte zur Begrüßung finden, steht die alternde Frau da. Was? Ist das wirklich Annie? Annie, das lustige kleine Strandkind, dem die Seelust die Wangen einst so dunkel gebrannt hatte, daß immer mit zerzausten Haaren in den großen Holzschuhen hungrig und müde zur Großmutter heimgetrippelt kam? Doch als das Kind dem ersten Ausruf ein schmeichelndes „Kennst Du mich denn nicht mehr?“ hinzufügte, da riß die alte Frau mit leidenschaftlicher Gebärde das Kind in den Laden, schloß hastig die Thür und preßte den Blondkopf an das grobwoollene Tuch, unter dem das alte Herz so stürmisch klopfte. Oh! Ja! Sie erkennt ihre Annie, für die sie so viel gelitten, so viel gearbeitet hatte! Bei deren Lachen ihre Thränen trockneten! Deren Gegenwart sie all die Gräber, in den Vater, Mutter, Brüder, Gatte und Kinder schliefen, vergessen ließ; die alle Zärtlichkeit nur auf das zarte Kind übertragen hatte. In stummem Entzücken blickt Großmutter Jano in das süße Kinder Gesicht, das sie Jahre hindurch nicht gesehen hatte. Ja, fünf Jahre war es her; Annie war damals kaum sechs Jahr alt gewesen. Die Großmutter hatte einen kleinen Laden, ganz nahe am Ende der langen Strandstraße; selten nur hatten sich die Sommergäste dorthin verirrt.

Aber während eines Sommers kam eine elegante Dame, nachdem sie einmal im Vorübergehen die Alte mit der Enkelin vor der Thür gesehen hatte, fast täglich, kaufte allerlei Seesterne und Muscheln und machte sich mit der kleinen Annie zu thun, sodaß es der Großmutter ganz schmeichelhaft war, ihr hübsches Enkelkinderchen so bewundert zu sehen.

Frau Durendal, so hieß die Dame, war eine wohlhabende Bürgerfrau, Witwe und ohne Kinder. Sie langweilte sich, hatte sich vorgenommen ihrem Leben einen Zweck zu geben und ein kleines Mädchen zu adoptieren, das sie als Tochter halten und betrachten wollte. Der Zufall hatte sie aus Paris an die bretonische Küste geführt, und als der Zufall sie nun Annie sehen ließ, da war ihre Wahl getroffen. Frau Durendals diesbezüglicher Vorschlag wurde von Mutter Jano entrüstet abgewiesen. Frau Durendal, die durch die Weigerung nur noch mehr an dem einmal gefaßten Entschluß festhielt, versuchte vergebens das Doppelte, ja das Dreifache zu bieten. . . . Die Alte sagte nein. Da zog die Städterin andere Saiten auf: sie sprach von der Zukunft des Kindes, der sorglosen, gesicherten Zukunft, der Annie als ihre Tochter entgegen gehen würde. Da wurde die Großmutter unsicher. Sie wußte, was es bedeutete, in Sorge und Angst arbeiten und nicht wissen, ob auch wohl für den morgigen Tag genug Brot im Haus sein würde; hatte sie das Recht aus egoistischer Liebe zu dem Kind, demselben das Leben auch so mühevoll und hart zu gestalten, wenn ihm Besseres geboten würde. Aber war es nicht gar zu grausam, Annie nicht mehr zu sehen, für sie tot zu sein, denn Frau Durendal verlangte einen förmlichen Verzicht, großer Gott, war das nicht zu grausam und schwer! Das Interesse des Kindes! Die Worte waren wie ein „Sesam öffne dich“ und lösten die altersschwachen Arme, mit denen Mutter Jano ihren Liebling an sich preßte. Und mit qualvollem Herzen gab die Großmutter nach aber von der Lebensrente, die Frau Durendal ihr bot, wollte sie nichts wissen.

„Ich gebe Ihnen das Kind, ich verkaufe es nicht,“ sagte sie schlicht; „es soll nur glücklich sein, weiter will ich nichts.“

Und von da an hatte Mutter Jano allein gelebt, in all ihr Bangen und Sehnen war immer der eine tröstende Gedanke gekommen: Annie ist glücklich und wird wie ein feines Kind gehalten. Groß und fein stellte Mutter Jano sich ihre Annie vor. . . . ach, wenn sie sie nur ein einziges Mal von weitem hätte sehen können. . . . nur einen Augenblick!

Und sie hoffte auch immer noch; es war doch unmöglich, daß man ihr Herzblatt nicht einmal wieder in die Heimat führe. So grausam konnte doch die feine Städterin nicht sein, und wenn neue Eindrücke die Gedanken an die Heimat erst verwischt, dann mußte sie doch sicherlich mit Annie kommen. . . . auf der Durchreise. . . . wär's auch nur für eine Stunde. . . .

Und Mutter Jano wartete geduldig. Wie oft stand sie auf der Ladenschwelle und hielt die zitternde Hand schützend über die spähenden schwachen Augen, weil es ihr gewesen, als höre sie Wagenrollen. Und die Zeit ging hin, Jahr reihte sich an Jahr; die Großmutter wurde immer gebücker, und die Enkeltochter kam nicht wieder. Und nun mit einmal war sie da!

„Daß Dich doch nur ansehen, Annie, wie groß und fein Du bist! . . . Du hast also Deine alte Großmutter nicht vergessen? . . . Wie lieb von Deiner Mama, daß sie Dir erlaubt hat zu kommen. . . . ich wußte wohl, daß sie mich nicht mit der Sehnsucht sterben lassen würde. . . . Wo ist sie denn, damit ich ihr danken kann. . . .“

„Ich bin allein gekommen, Großmütterchen. . . . ich bin fortgelaufen. . . . ich will bei Dir bleiben. . . .“

„Aber warum? Bist Du denn nicht glücklich?“
„O ja, Mama ist gut zu mir, nur zu gut, denn ich mag mich nicht so verwöhnen lassen, wenn Dir so viel fehlt.“

„Aber dafür kann Deine Mama nicht, mein Liebling, ich habe es nicht anders gewollt.“

„Ja? Aber warum hat sie mich ganz von Dir getrennt? Warum soll ich Dich vergessen? Warum darf ich nicht einmal Deinen Namen aussprechen? Sie wollte mir vorreden, Du seiest meine Amme gewesen, aber ich weiß es besser, Du bist mein einziges, liebes Großmütterchen. . . .“

Und schmeichelnd lehnte Annie den blonden Kopf an die Schulter der alten Frau und plauderte von dem Aufenthalt in der Stadt. . . . Die war so groß, so groß, und Annie hatte ein hübsches Zimmer und schöne Kleider und viele Spielsachen. . . . Aber die Großmutter und den Strand konnte sie darum doch nicht vergessen. . . . Aber das hatte Annie nicht Frau Durendal gesagt, und als nun die Reise an die See geplant wurde, da hatte sie sich im geheimen so ganz besonders gefreut. . . . und nun seien sie im Hotel, und sie sei der Gouvernante entschlüpft. . . . und nun wolle sie immer, immer bei der Großmutter bleiben. . . . und leidenschaftlich umschlangen die kleinen Kinderarme die alte Frau.

Mutter Jano ließen die Thränen über die runzligen Wangen, sie herzte und küßte Annie, dann sagte sie mit aller Willenskraft: „Annie, Liebling, das geht ja nicht. Das wäre doch sehr undankbar gegen Deine neue Mutter, die so gut zu Dir ist. Sieh mal, Herzchen, ich habe Dich ihr doch gegeben — schwer genug ist mir's geworden, das weiß Gott — ich habe auch versprochen, Dich nicht wieder zu sehen, Du willst doch nicht, das ich wortbrüchig werde. . . .“

„Hast Du mich denn gar nicht mehr lieb?“

„Im Gegenteil, weil ich Dich so lieb habe, spreche ich so, wenn Du älter bist, wirst Du das verstehen. . . .“

„Aber wenn man mich nun fortschickt?“

„Dann ist es etwas anderes. Aber die Mama schickt Dich nicht fort: Sie muß doch zufrieden sein ein so niedliches, gutes Töchterchen zu haben. . . .“

Das Kind schüttelte nachdenklich das Köpfchen.

Einen Augenblick war alles still, dann kam es im Flüsterton, zitternd, fast unverständlich dicht an das Ohr des Kindes: „Geh zu Deiner Mutter zurück, mein Liebling. . . . vergiß mich.“

Mechanisch ließ das arme Kind sich bis an die Thür führen und dann ging sie langsam davon, die lange Straße hinauf, wo am Ende die eleganten Hotels auftauchten. Mutter Jano stand noch in der Thür des kleinen Ladens als die Kinderhülle längst verschwunden war.

Auf der Terasse des Hotels kam Annie die Gouvernante entgegen, und da letztere nicht auf den Schützling aufgepaßt, gab sie sich mit der Erklärung Annies, im Garten gewesen zu sein, gern zufrieden.

Aber von dem Tage an ging eine merkwürdige Veränderung mit dem Kinde vor sich, und als Frau Durendal mit ihrer Pflegetochter wieder in Paris anlangte, da war sie wie umgewandelt. All die guten Eigenschaften, die die Adoptivmutter den neidischen Verwandten an dem Kinde gerühmt, hatten sich in ebensoviel Fehler verwandelt: Sie war nachhaft, faul, eigensinnig, log, und Frau Durendal hatte nur noch ein resigniertes Kopfschütteln, wenn sie ironisch nach dem „Wunderkind“, wie sie Annie einst genannt hatte, gefragt wurde.

Das Zusammenleben wurde bald unerträglich, und da die Tugend der Geduld bei Frau Durendal nur sehr schwach ausgebildet war, so entschloß sie sich das angenommene Kind der Großmutter, mit der Bitte ihr die Last abzunehmen, wieder zurückzuschicken.

Mutter Jano wußte nicht recht, ob sie sich freuen oder traurig darüber sein sollte, aber als Annie ihr jauchzend an den Hals flog, da siegte die Freude, und statt Schelte und Vorwürfe gab es Küsse und Liebkosungen.

Annie war aber auch in nichts dem wenig schmeichelhaften Portrait ähnlich, das ihre Beschützerin brieflich von ihr gegeben; füglam, fleißig der Großmutter zur Hand gehend, war sie dem alten Rektor, der sie auf Bitten Mutter Janos zur Einsegnung vorbereitete, bald die liebste Schülerin.

Man befand sich wirklich einem Rätsel gegenüber.

Am Tage der Einsegnung sollte Mutter Jano dasselbe gelöst werden. Als Annie mit ihrem Gebetbüchlein vor der Alten stand, da rief Mutter Jano mit Thränen in den Augen: „Wenn ich Dich so ansehe, kann ich mir gar nicht denken, daß Du ein so nichtsnutziges Kind gewesen bist.“

Und Annie schmiegte sich schmeichelnd an die alte Frau und flüsterte: „Verzeih mir, Großmutter, nur so konnte ich zu Dir wieder zurückkommen. . . .“

Am selben Tag erhielt Frau Durendal einen reinigen Brief von ihrer einstigen Pflegetochter, in dem dieselbe ihren frommen Betrug bekannte und um Verzeihung bat. Aber die reiche Frau hatte für solche Gefühle kein Verständnis; sie verzeih nicht, und wenn die Verwandten, um sie zu ärgern, ab und zu nach dem Kind, dem sie einst so viel Gutes gethan, fragten, dann antwortete sie ablehnend: „Tragt mich nicht danach, schreiender Undank ist mein Lohn gewesen.“



Wäscherinnen am Tiber. Nach dem Gemälde von E. Serra.

Der rätselhafte Herr.

[Fortsetzung.]

Komischer Roman von Heinrich See.

[Nachdruck verboten.]

Ziegen speck wurde in der Thüre sichtbar. Eine bemerkliche Verlegenheit, ja Angst lagerte auf seinen Zügen. Der Table d'hôte im Adler drohte ein Skandal.

„Ich lach, wenn ich will!“ erwiderte, vor der ganzen Tischgesellschaft so beleidigt und gedemütigt, Schlauch.

„Aber, meine Herren!“ fiel der Regierungsrat ein.

„Herr Postrat! Herr Schlauch!“ rief Ziegen speck begütigend.

„Wer sind Sie denn?“ schrie der Postrat. Er war aufgesprungen und hielt sich mit beiden Händen an die Tischkante fest.

„Ich bin, was Sie sind!“ schrie jetzt auch Schlauch. Alle Bescheidenheit war von ihm gewichen. Es mußte jedem klar sein, daß der Postrat glaubte, die Wut, die er über seine Blamage empfand, ungestraft grade an ihm, an Schlauch, weil er nur Kaufmann war und keinen Titel hatte, auslassen zu dürfen. Auch der Wurm krümmte sich, wenn er getreten wird.

„Da sind Sie was Rechtes!“ brachte der Postrat noch einmal hervor. Dann warf er seine Serviette hin und stürmte aus dem Saal. Ziegen speck stürzte ihm nach.

Schlauch brauchte geraume Zeit, sich zu beruhigen. Der Braten, den Pauline jetzt herumreichte und der auf Befehl Ziegen specks sofort, um damit die allseitige Aufregung zu ersticken, hereingetragen worden war, that einigermaßen seine erwartete Pflicht. Die Table d'hôte besänftigte sich wieder.

„Ich hab nicht angefangen,“ sagte endlich Schlauch, noch immer, weil er etwas asthmatisch war, nach Atem ringend.

„s ist schon recht,“ bemerkte am Schlusse der Tafel der Regierungsrat, den letzten Rest in seiner Flasche unter dem Tisch hervorhebend, „was wird auch einem Menschen alles nachgeredet. Vielleicht ist es noch ein ganz anständiger Mensch und bloß die Klatscherei ist schuld daran. Ich möchte bloß wissen, wer eigentlich damit angefangen hat.“

„Sie haben damit angefangen!“ versetzte frisch der alte Notar.

Seit Baron von Scharffenstein in Liebenau das Regiment führte, hatte dem sonst trefflichen Manne gegenüber jeder die widerspruchslose Ehrfurcht bekundet, die sein hohes Amt und sein alter Adel, sowie seine ganze Persönlichkeit begründeten. Zum ersten Male geschah es, daß jemand diese Rücksicht außer Acht ließ, ja, daß er sich nicht scheute, diesem Manne und zwar im Angesicht von so viel Zeugen einen Vorwurf ins Gesicht zu schleudern.

„Ich?“ fragte der Regierungsrat.

„Jawohl. Sie haben gesagt, es ist ein Berliner. Da sind sie alle über ihn hergezogen.“

Der Regierungsrat war blaß geworden. Ohne der Flasche den Rest zu entnehmen, stellte er sie wieder unter den Tisch. Totenstille lagerte sich jetzt über die Ecke. Der Regierungsrat stand auf.

„Mahlzeit!“ sagte er, nach seiner gewohnten Weise sich verbeugend, griff nach seinem Hut und entfernte sich.

„Wenn der Herr Regierungsrat nicht mehr herkommt,“ bemerkte Stroß, der sich mit seinem Vorgesetzten gleichfalls erhoben hatte, und ein zeremonieller Ton lag in seiner Stimme, „dann muß ich mich den Herrschaften gleichfalls empfehlen.“

„Er wird schon wieder kommen,“ sagte der Notar, „wo anders schmeckt ihm's Essen doch nicht.“

„Ich glaube nicht, Herr Notar,“ erwiderte Stroß höflich, aber kalt, „Adieu!“

Ehe die Freunde ihn noch halten konnten, hatte er ebenfalls den Saal verlassen. Unter den Zurückgebliebenen entstand eine Pause. Wer wollte Stroß verurteilen? Seine Karriere hing von dem Zeugnisse, also auch dem persönlichen Wohlwollen seines hohen Vorgesetzten ab, und auch ein oberflächlicher Menschenkenner mußte sich sagen, daß er durch ein ferneres Verbleiben in einer von demselben unter solchen Verhältnissen aufgegebenen Gesellschaft dieses Wohlwollen sich leichtfertig zu verschmerzen Gefahr lief. Strenge Richter hätten Stroß aus diesem Grunde vielleicht einen Streber nennen können; doch poche jeder an die eigene Brust.

„Vielleicht macht der Herr Notar einen Stat mit,“ warf Schlauch ein, nachdem Hannefried noch immer keine Worte fand.

„Bedanken werd ich mich. Ins Bett werd ich mich legen,“ sagte dieser und folgte den Vorangegangenen. Auch die übrigen Tischgäste hatten sich allmählich entfernt. Franz, Pauline und ihre Gehilfinnen waren mit der Abräumungsarbeit beschäftigt. Ueber dem Tisch und speziell über der souveränen Ecke schwebte eine eigentümliche, nüchterne, fast graue Luststimmung, die zu dem Frohsinn und der behaglichen Geselligkeit intelligenter Männer, die sie seit Wochen nun umgeben hatten, keineswegs passen wollte. So meldet sich nach schöner Sommerzeit der erste Herbsttag an, die rauhe Mahnung, daß alles Irdische vergänglich ist.

„Wollen wir ein Sechszwanzig spielen?“ fragte Schlauch. Er hatte es noch nicht ausgesprochen, als die Thüre geöffnet wurde.

In seiner Uniform, die rote Ledertasche umgehängt, wurde der Telegraphenbote sichtbar. Er hielt ein Telegramm in der Hand.

„Für mich?“ rief Schlauch aufgeregt aus.

„Jawohl,“ sagte der Bote, gab seine Sendung ab und entschwand wieder.

Mit zitternden Händen öffnete Schlauch das Papier. Schlauch las. — Erst brachte er kein Wort hervor.

„Zwillinge!“ schrie er dann auf.

Ehe Hannefried ihm noch seinen Glückwunsch abstaten konnte, war Schlauch auf demselben Wege wie die übrigen Teilnehmer der Tischgesellschaft verschwunden. Auch Franz, Pauline und ihre Gehilfinnen hatten längst ihr Werk beendet. Hannefried besand sich allein, ganz allein. Die graue Luststimmung in dem nun leeren Saale wurde noch grauer, sie ballte sich gewissermaßen zu einer ganzen Wolkenschicht zusammen und in einer unbehaglichen Stimmung, nachdem er sich noch eine Zigarette angezündet hatte — Hannefried hatte sich seit gestern eine neue Schachtel, solche mit vergoldeten Mundstücken, die bei jungen Damen einen vornehmen Eindruck hervorrufen, angeschafft — schlich er ohne Zweck und Ziel den andern nach.

Der Stammtisch auf der Veranda im Adler bot am Abend des Tages, der diesen Ereignissen gefolgt war, einen gänzlich veränderten Anblick. Er war leer. Das hing mit einer Umwandlung zusammen, die sich unter den Gästen und der Stammkundschaft des Adlers seit gestern vollzogen hatte.

Der Regierungsrat und demzufolge auch Praktikant Stroß hatten am Mittage, wie es notorisch geworden war, in der Krone gespeist. Der Postrat und Schlauch waren noch im Verlauf des gestrigen Tages abgereist. Sie schieden, wie glaubwürdige Augenzeugen es schilderten, als erbitterte Feinde. Denn als auf dem Bahnhofe der Postrat in ein Coupé einsteigen wollte, fuhr er plötzlich auf dem Trittbrette wieder hastig zurück. Die Ursache war: Schlauch hatte an der Fensterecke bereits Platz genommen. Schlauch soll zufrieden ausgesehen haben. Ein fremder Herr saß ihm nämlich gegenüber, den von dem doppelt glücklichen Familienereignis zu unterrichten, er sofort Gelegenheit gefunden hatte und weil der fremde Herr sich mit Ruhe das gefallen ließ, so bot sich Schlauch für den weiteren Verlauf der Fahrt die gute Aussicht, ihn auch in die sonstigen Verhältnisse und Schicksale des Hauses Schlauch umständlich einweihen zu können. Er dachte nicht mehr an den gewesenen Freund.

Vergeblich hatte Ziegen speck versucht, seinen sonstigen löblichen Grundfähen zum Trost, den Postrat noch zu längerem Verbleiben zu veranlassen. Abgesehen von der erlittenen Beleidigung hatte der Postrat auch sämtliche in dem Wegweiser von Liebenau angegebenen Touren absolviert. Der Postrat reiste ab.

Als der Bezirksarzt, der Apotheker und der Stadtpfarrer an diesem Abend in den Adler kamen und das Vorgefallene vernahmen, brach sich der Vorschlag Bahn, auf den Stammtisch heute gleichfalls zu verzichten und in das nahe Nachbardorf zum Regeln zu gehen. Der Stammtisch im Adler — von Ziegen speck und seiner Frau hier nicht zu reden — hatte aufgehört.

Hannefried hätte sich an den Tisch allein setzen müssen. Auf den Notar, der stets um neun Uhr zu Bett ging, war ohnehin niemals gerechnet worden. Das Allein sitzen paßte Hannefried nicht. Es läßt sich schwer sagen, wo er die nächsten Abende verbrachte. Der projektirte Ausflug war noch zu erledigen. War der daran beteiligt gewesene Schlauch auch inzwischen abgereist, so ruhte doch auf den Zurückgebliebenen die Pflicht, die einmal eingegangene Verbindlichkeit nun auch einzulösen. Auch drängte jetzt etwas in Hannefried energisch nach einer Entscheidung. Noch keiner der angesprochenen Fäden hatte sich zu einer Schlinge umlegen lassen wollen. Sein bewiesenes Heldentum schien sich in eine ganz nutzlose Episode auflösen zu wollen, die ohne Sang und Klang vorüberging. Auch die Zeit, wo sein Urlaub auf die Neige ging, war nahe gerückt und die blauen Scheine in seinem Portefeuille hatten sich inzwischen gleichfalls nicht vermehrt.

„Es muß geschehen!“ Das war der ganz bestimmte Gedanke, der sich Hannefrieds jetzt mit Gewalt bemächtigte.

Das Problem des rätselhaften Menichen wurde im Adler fortan nicht mehr erörtert. Auf die gelegentlichen Fragen der übrigen Hotelgäste, ob nach dem kritischen Vorfall die munteren und aufgeräumten Herren, die einst die souveräne Ecke bildeten, sich nicht wieder zusammensuchen würden, gab Ziegen speck, sich äußerlich zu einem Lächeln zwingend, etwas verlegene Antworten. Auch der Notar, dessen Tage gleichfalls gezählt gewesen waren, war abgereist. — Hannefried war, wenigstens was sein Verhältnis zur Table d'hôte betraf, ein Tischgast wie andere Tischgäste geworden.

Die Fröhlichkeit, die noch bis vor wenigen Tagen im Adler gewaltet hatte, war von der grauen Wolke aufgefogen worden. Das Schicksal hatte wieder einmal ein warnendes Exempel statuiert! Aus einem harmlosen Berliner — so unwahrscheinlich es an sich gewiß auch klingen mag, daß es solche Berliner giebt — hatten die Diener

der Fama nach und nach einen Mörder gemacht. Sie war die Ursache geworden, daß sich ihre Diener, die sonst ganz sicher angenehme Menschen waren, in die Haare gerieten und daß der schöne Bund auf so unfreundliche Weise gesprengt worden war. Ohne aus dieser Geschichte irgend welche aufdringlichen Morallehren herleiten zu wollen, überlassen wir es einem jeden Leser sowie einer jeden Leserin, aus den geschilderten Vorgängen sich selber eine Nutzenwendung zu verschaffen.

10.

Das Leben in der Sonne hatte äußerlich seinen gewohnten Gang wieder genommen. Das Erlebnis, dessen Zeuge sie gewesen war, hatte keine weiteren Kreise gezogen. Zieseniß begrüßte seine beiden daran beteiligt gewesenen Gäste, sowohl Fannemann als auch Vorchon, so oft er ihrer lebhaft wurde, mit derselben unbefangenen Freundlichkeit wie bisher. Er war sich der Diskretion, die er zu üben hatte, voll und ganz bewußt und waren auch gewisse Kombinationen in zwischen in ihm aufgestiegen, so unterdrückte er diese doch in kluger Weise. Fannemann erwies sich nach wie vor als ein Gast, den man auf jede Möglichkeit festzuhalten suchen mußte und der dadurch, daß er an jedem Tage mindestens eine Flasche Mosel konsumierte, einem halben Dutzend Damen, soweit solche in der Sonne wohnten, die Spitze bot. Auch schien nichts vorzuliegen, was darauf deutete, daß der Berliner Herr oder die Judaschen Damen ihren Aufenthalt in der Sonne nicht auch noch eine ganze Zeit hin ausdehnen wollten.

An dem Tage, welcher der Katastrophe in der Sonne folgte, kurz nach dem Mittagessen, saß Fannemann in seinem Zimmer und schrieb wieder einen Brief. Wir sind wißbegierig genug, um ihm auch dieses Mal wieder über die Schulter zu sehen. Der Brief lautete:

„Lieber Freund!

So viele Briefe, wie ich in diesen letzten Tagen, habe ich bisher in meinem ganzen Leben nicht zusammengeschrieben, und alle gelten sie Dir. Ich wüßte aber nicht, an wen ich mich, ein einsam stehender Mann, in der ganzen Welt sonst anders wenden sollte, als an Dich. Es ist in mir ein Bedürfnis, mich mitzuteilen, rege geworden, das ich bisher niemals an mir beobachtet habe. Es ist mir, indem ich alles niederschreibe, was mich erfüllt, als würde ich mir, indem ich es dann schwarz auf weiß erblicke, auch selber in manchem klarer, was mir sonst noch undeutlich und schattenhaft ist. Fasse meine Berichte also als eine solche auf, die ich vor mir selber ablege und denke daran, daß der Mensch vor sich selber nicht Geheimnisse hat.

Von dem heiteren Intermezzo und dem, was damit im Zusammenhang stand, habe ich Dir bereits berichtet, auch von der regen Aufmerksamkeit, deren ich mich von Seiten meiner früheren Hotelgenossen zu erfreuen gehabt hatte. Es scheint nun so, als hätte irgend eine Macht den Bund dieser Herren gesprengt, sie haben sich zum Teil in alle Winde, teils auch in andere Gasthöfe verstreut, und ich befinde mich wieder in der Lage irgend eines anderen gewöhnlichen Sterblichen, der weder etwas Ruhmreiches noch etwas Verbrecherisches gethan hat, um noch ein öffentliches Interesse für sich in Anspruch nehmen zu dürfen.

Natürlich hast Du geglaubt, daß ich an die geheimnisvolle Intervention meines anmutigen Fräuleins gewisse Schlußfolgerungen angeknüpft habe, daß ich mir eingebildet, die Sorge um mich und mein kostbares Leben hätte sie zu ihrem Schritt veranlaßt. Ich räume Dir ein, daß ich mich im ersten Falle allerdings dieser eitlen

Meinung hingegeben habe; ohne den Herrn, der als anderer dabei in Betracht kam, unterschätzen zu wollen, hatte ich doch das ziemlich bestimmte Gefühl, daß sich auf ihn die Sorge meines Fräuleins nicht konzentrieren konnte. Es liegt etwas in seinem Wesen, das einen Menschen nicht ernst stimmen kann und das der heroischen Vorstellung, er könnte sich mit einer wirklichen Pistole bewaffnen, mit Nachdruck widerspricht. Ich bin nun heute noch der weiteren Ueberzeugung, daß überhaupt keine persönlichen Motive, ich meine solche von intimerer Art, bei meinem Fräulein im Spiele gewesen sind und daß sie nur aus allgemeiner christlicher Nächstenliebe gehandelt hat. Ich bin aber mit mir im Zweifel, ob sie mir in diesem Falle nicht noch viel mehr gefallen müßte. Du nennst mich einen Bedanten und gibst mir den Rat, daß ich meine Scheu ablegen soll, sie endlich einmal anreden, mag es kommen wie es will, und wenigstens Bekanntschaft mit ihr schließen soll. Ich bin dazu schon einige Male entschlossen gewesen, als ich ihr allein im Speisesaal, im Garten, im Walde begegnete. Dann fühlte ich aber wieder, daß ich vor ihr kein Wort herausbringen würde und daß sie mich dann für wahnsinnig oder für was sonst vielleicht halten müßte. Und glückte mir eine Anrede auch, wie soll ich dann vor ihr weiter bestehen? Vor ihr möchte ich mich am allerwenigsten in meiner Lächerlichkeit bloßstellen. Ich will gewiß nicht tragisch werden, ich sehe aber keinen anderen Ausweg, als daß ich nächstens meinen Aufenthalt hier abbrechen und das ganze Intermezzo zu den Erinnerungen legen werde. Vielleicht hätte ich ihn auch schon abgebrochen, wenn mich eine gewisse Macht von hier nur loslassen wollte.

Notabene — sie ist mit ihrer Mutter hier, einer durchaus würdigen Dame, die aber, ganz wie ich, mit einem Leibschaden behaftet ist. Sie ist schwerhörig und braucht ein Sprachrohr. Ich gönne meinen Mitmenschen alles Gute, aber mit der Mutter meines Fräuleins geht es mir merkwürdig. Beinahe bereitet mir der Gedanke an ihren Fehler ein redliches Behagen, er enthält für mich eine eigene tröstende Kraft. Wer einen solchen Fehler bei seiner Mutter sieht, der — so denke ich fast — muß ihn liebgewinnen und er wird auch über fremde ähnliche gewiß milder denken. Doch da hätte ich mich ja in einem Widerspruch verfangen. Es bleibt dabei: Ein Mann wie ich darf sich nicht mit Heiratsplänen tragen. Dennoch frage ich mich, warum mein Fräulein mich dabei mehr beschäftigt, als dies bisher je andere junge Damen gethan haben, und ich glaube nun den Grund zu kennen. Waren die jungen Damen häßlich oder unliebenswürdig — nun, so gefielen sie mir eben nicht. Waren sie aber hübsch und liebenswürdig, so entmutigten sie mich sogleich im ersten Augenblicke derart, daß ich von ihnen so wenig etwas wünschte wie von einem Stern oder sonst etwas Unerreichbarem. Mein Fräulein ist aber nett, auch hübsch und dabei hat sie, wenn ich mich aus meinen gesammelten Erfahrungen auf ein stummes Beobachten noch verstehe, doch etwas so Hilfsbedürftiges und Bedrücktes, daneben gleichzeitig etwas Gelindes und fein Drolliges, was sie mir nahe rückt. Es ist mir ganz so, als verbände mich mit ihr ein geheimnisvolles Band, das nicht die Menschen knüpfen, sondern das Schicksal. Wer weiß, wie lange es noch dauert, und der Traum, der mich umspielt und der mich anspruchslosen Mann auf seine Weise erfreut, ist verronnen, wie andere verronnen sind.

Nun genug! Anderes als von mir selber kann ich nicht berichten. Wenn Du gelegentlich eine Postkarte für mich übrig hast, so wird sich darüber freuen Dein Dich grüßender

B.“

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Die älteste „Universalsprache“. Es ist bekannt, daß zahlreiche Menschenfreunde, von dem Wunsche befeelt, eine allgemeine Völkerbrüderung einzuführen, eine Weltsprache „erfinden“ wollten. Von allen diesen Universalsprachen (Volapük, Esperanto u. s. w.), die leider bis jetzt im Keimlingszustande geblieben sind, ist, wie jetzt hervorgehoben wird, das 1818 von François Sudre erfundene „Solresol“ die älteste. 44 Jahre lang gab sich der Erfinder die größte Mühe, diese Sprache zu verbreiten, ohne nennenswerten Erfolg zwar, aber auch ohne sich durch Mißerfolge entmutigen zu lassen. Als er starb, nahm seine Witwe das Werk dort auf, wo er es gelassen hatte. Dann erbte Vincent Sajewski die Universalsprache und setzte die Propaganda fort. „Solresol“ wird die Sprache genannt, weil bei und in ihr ausschließlich die bekannten sieben Silben der Musik (sol, re, mi, fa u. s. w.) zur Anwendung kommen. Diese Silben werden in der ganzen Welt in gleicher Weise ausgesprochen, keine Nation darf sich rühmen, sie allein zu besitzen, und man kennt sie selbst dort, wo man von der Tonleiter keine Ahnung hat. Der Erfinder des „Solresol“ hat dann auch von einer großen Anzahl von Akademien, Kommissionen und anderen gelehrten Körperchaften zahlreiche Glückwünsche, Preise und Medaillen erhalten. Alexander v. Humboldt, Baron Taylor, Littré, Victor Hugo u. a. drückten ihm ihre Anerkennung aus. Das „Solresol“ hat nur einen Fehler: es wird bis jetzt noch nicht gesprochen. Aber das wird schon kommen. Die Welt wird endlich den Vorzügen einer Sprache, die alles mit sieben Silben sagt und beinahe noch schöner ist als das Chinesische, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn man z. B. „simi sisol“ sagt, so werden eines Tages Deutsche, Franzosen, Chinesen, Kanaken, Azteken, kurz die ganze Welt wissen, daß das „Guten Tag, mein Herr“ heißt. Und will man den Gedanken ausdrücken, daß Musik,

Malerei und Skulptur viel künstlerischen Geschmaack erfordern, so sagt oder schreibt man (nötigenfalls in Notenschrift) ganz einfach: „Solmisolmi solladofa re sollamifa mifadomi fagi solrefasol soldoredo“. Das einzig Unangenehme ist, daß man bei der Aussprache genau darauf achten muß, die Worte richtig zu betonen und zu trennen, da man sonst die größte Konfusion herbeiführen kann.

✻ Unsere Bilder. ✻

Wäscherinnen am Tiber.

Ich komme aus dem antiken Rom
Zum Tiberstand gegangen,
Dort hielt mich die tote Vergangenheit,
Hier hält mich das Leben gefangen.

Was denkst Du jetzt der entschwundenen Zeit,
Und jener, die mit ihr starben?
Hier atmet das Leben, hier blühts empor
Mit neuen, frischen Farben! —

Es tummeln sich geschäftig am Strand
Die römischen Mädchen und Frauen,
Und kannst Du Italiens Sonnenschein
In lachenden Augen schauen.

Und fröhliche Scherze erlauscht Dein Ohr,
Und heitere Lieder erklingen . . .
Bald hast Du vergessen das alte Rom,
Beim Anblick junger Schönen!

B. Krebs.

Ein Augenblicksbild von der französischen Grenze stellt ein unserer Bilder auf der dritten Seite dieser Nummer dar; es zeigt uns Infanterie- und Artillerie-Unteroffiziere unserer deutschen Truppen, welche einigen französischen Kameraden gleichen Ranges an der Grenze begegnen. Finden wir es schon im Kriege häufig, daß der Verkehr der feindlichen Vorposten bei längerem Gegenüberliegen sich zu einem verhältnismäßig freundschaftlichen ausgestaltet, so ist solches im Frieden um so mehr der Fall, und so weit die Dienstinstruktion dies gestattet, tritt in solchen Fällen nur der Mensch dem Menschen gegenüber.

Das **Madonna-Gemälde von Raffael** wurde im Jahre 1505 für das Kloster von St. Anton von Padua in Perugia gemalt. Jetzt hat es der amerikanische Milliardär Pierpont Morgan, das bekannte Haupt des „Stahltrutz“, von dem Kunsthändler M. Sebelmeyer für zwei Millionen Mark angekauft. So geht wieder einer der größten europäischen Kunstschätze nach Amerika, dem Lande des Dollars, deren Kunstnächten ungeheure Summen ausgeben, um derartige Schätze in ihren Besitz zu bringen, häufig nur, um damit zu prunken, sehr oft aber auch, um sie der Allgemeinheit zugänglich zu machen und dadurch Kunst und Wissenschaft in ihrem Lande durch Schaffung einzig dastehender Vorbilder in großer Weise zu fördern.

⇨ Gemeinnütziges. ⇩

Zwei Methoden, das Nasenbluten schnell zu stillen, sind noch immer nicht allgemein genug bekannt. Die erste besteht darin, daß man den kleinen Finger des Patienten, an dem unteren Teil des Nagels — und zwar muß man die Operation an derselben Hand vornehmen, an deren Seite das Blut aus der Nase fließt, also rechts die rechte, links die linke Hand nehmen — mehrmals sehr fest mit einem starken Faden Zwirn umwickelt. Noch einfacher ist es, den Arm derselben Seite, wo das Blut fließt, hoch in die Höhe gehoben zu halten, bis die Blutung aufhört. Dies ist besonders im Freien, wo sonstige Hilfsmittel fehlen, sehr anwendbar. Zur Erleichterung der unbequemen Haltung kann man dem Arm eine Stütze geben, indem man mit der Hand einen hohen Gegenstand, Baumast oder dergleichen, ergreift.

Dochte bei Rindbrennern werden nie völlig aufgebraucht, da der letzte Rest nicht mehr ins Petroleumfassin reicht und deshalb keinen Brennstoff mehr aufsaugt. Will man sie bis zum letzten Ende ausnutzen, zieht man durch das Ende des Dochtes einfach eine Anzahl dieser Fäden von Kastorwolle, die das Petroleum zu dem Dochte leiten.

✽ Nachtsch. ✽

1. Stataufgabe.



Mit obiger Karte spielt Mittelhand Kreuz-Solo. Ist dies bei richtigem Spiel verlierbar?

6	5	7	3	8	2
2	4	6	1	5	7
9	4	7	9	5	1
1	8	10	1	6	3
9	5	11	12	3	11
5	7	13	4	7	14
1	11	3	8	15	3

2. Zahlenrätsel.

Die Ziffern sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß die wagerechten Reihen bedeuten: 1. eine spanische Festung, 2. einen französischen Dramatiker, 3. einen Felsen am Rhein, 4. eine Farbe, 5. eine Insel im Archipelagus, 6. eine Stadt in der Provinz Sachsen, 7. einen Küstenfluß in Oesterreich. Die Anfangsbuchstaben nennen einen berühmten Physiker und Astronomen und die Endbuchstaben einen berühmten Dichter Italiens.

3. Rätsel.

Wer mich hat, der möchte gern,
Daß mein Ende sei nicht fern.
Wer mich führt, der ohn' Befinnen
Sagt, er will mich auch gewinnen;
Doch wer mich verliert, zum Schluß
Auch noch tüchtig zahlen muß.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Hoffnung ist die Monatsrose, deren Knospe viel verspricht, doch die kurze, dauerlose Blatterblüte hält es nicht. Über das Dich nicht gereue Monatsrosentreiben! Hoffnung! Geht doch eine neue Knospe jeden Monat auf.
2. Dievenow, Graubi, Keval, Nimrod, Euphrosine, Umbrien, Eierstab, Sektar, Eylau, Ravallac, Roderich. Der neue Herr — Wilbenbruch.
3. Sage, Säge.

✽ Lustiges. ✽

Antwort.

Herr (im Kupee): „Ehrwürdiges Fräulein, gestatten Sie, daß ich rauche?“

„Ja, wenn Ihnen der Anstand das nicht verbietet!“

„Verzeihung, es ist nur, um die üble Luft, die Ihr Parfüm mit sich bringt, zu vertreiben.“

Ein Schurkengel.



Abgewiesen.

Herr: „Mein Fräulein, ich liebe Sie glühend heiß.“
Fräulein: „Danke, mir ist schon so warm genug.“

Verraten.

Polizist: „Wie heißen Sie?“
Bettler (schweigt).
Polizist: „Ich frage, wie Sie heißen?“
Bettler (schweigt).
Polizist: „Sind Sie taubstumm, daß Sie nicht antworten?“
Bettler: „Stumm nicht, aber taub.“

Erklärt.

Junger Chemann (dem sein Jugendfreund prognostiziert, daß er ein rechter Pantoffelheld werde): „Die Ehe ist allerdings ein Krieg, aber warum meinst Du, daß ich darin unterliegen müsse?“

Junggeselle (Offizier): „Weil Du Dich zu früh verschossen hast.“

Sammelwütig.

Wirt: „Am Montag ist hier die Hinrichtung des Doppelraubmörders Stenmroth vollzogen worden!“

Reisender: „Haben Sie vielleicht schon eine Ansichtskarte davon?“

Aus der Schule.

Lehrer: „Was kannst Du mir vom Bambusrohr sagen?“

Schüler: „Nicht viel Gutes.“

Kneipp-Kaffee.

Kind: „Mama, gib mir einmal die Kaffeemühle.“

Mutter: „Ja, da kannst Du mir heute helfen und den Kaffee mahlen.“

Kind: „Mama, das ist wohl Kneipp-Kaffee?“

Mutter: „Warum denn?“
Kind: „Weil mich die Mühle in den Finger gekneipt hat!“

Schrecklich.

Staatsanwalt (zu seiner Gattin): „Denk' Dir nur, Emilie, heute nacht träumte mir, daß ein Dieb in mein Zimmer geschlichen. Wie er eben meine Uhr und mein Portemonnaie ergreifen will, spring' ich mit einem Satz aus dem Bett, pack' ihn von rückwärts — da erwach' ich!!! Und nun geht der miserable Kerl straflos aus!“

In der Saison.

Kellner (zum Fremden, der übermachten will): „Bedauere, mein Herr, es ist alles befehlt. Wenn Sie sich aber mit einem Ledersofa begnügen wollen, das in der Gaststube steht...“

Fremder (resigniert): „Na, Meinertwegen: in der Not frißt der Teufel Fliegen!“

Kellner: „Ich muß Ihnen aber bemerken... einer liegt schon d'rauf!“

Anzüglich.

Bettler (dem ein Herr 50 Pf. schenkt): „Ja, haben Sie es denn auch danach?“